

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



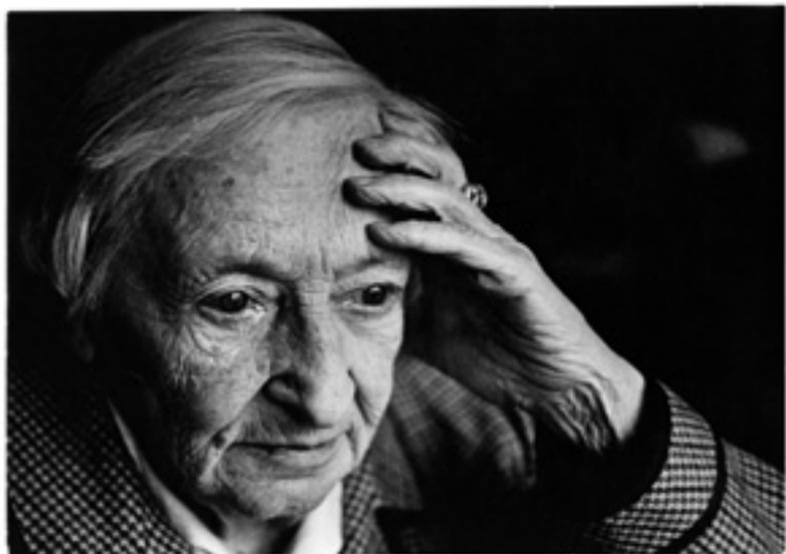
Ginsburg, Lidia
Aufzeichnungen eines Blockademenschen

Aus dem Russischen von Christiane Körner Mit einem Nachwort von Karl Schlögel

© Suhrkamp Verlag
Bibliothek Suhrkamp 1482
978-3-518-22482-3

SV

Band 1482 der Bibliothek Suhrkamp



Lidia Ginsburg
Aufzeichnungen eines
Blockademenschen

Aus dem Russischen
von Christiane Körner

Mit einem Nachwort
von Karl Schlögel

Suhrkamp Verlag

Der Übersetzung liegt der von Emily Van Buskirk und
Andrej Sorin herausgegebene Band *Lidija Ginzburg: Prochodjaščie
charaktery. Proza voennykh let. Zapiski blokadnogo človeka*
zugrunde, erschienen 2011 bei Novoe izdatel'stvo in Moskau.
Nähere editorische Angaben am Schluss des Buches.

Erste Auflage 2014

© Aleksandr Kušner, naslednik 2011

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm und andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-22482-3

Aufzeichnungen eines Blockademenschen

Eine Erzählung von Mitleid und Grausamkeit

Sie sagte gern: Mir ist aufgefallen, dass in meinem Leben alles zweimal passiert (das war eine ihrer Verallgemeinerungen). Und daran dachte die Tante ständig, als sie im Sterben lag. Denn es war ganz ähnlich wie das Sterben ihres Mannes. So dass es für die Tante wie ein Albtraum war, in dem man träumend glaubt, dass man dasselbe schon einmal geträumt hat. Es war ähnlich durch die Abfolge der Symptome. Doch insbesondere durch das Vorherrschen von Angst und Reue, Reue noch über allen anderen Gefühlen. Und insbesondere dadurch, dass die Sorge zu spät kam, dass für den gefühllosen Körper getan wurde, was der lebendige Körper so sehr gebraucht hätte. Denn Lasten, die wir unter dem Gesichtspunkt endloser Stabilität und Wiederholbarkeit nicht heben zu können glauben – in einer einmaligen letzten Anstrengung werden sie unvermeidlich und selbstverständlich. Es war ähnlich, und gleichzeitig ging es unermesslich weiter, was die Wörtlichkeit betrifft. Die Umstände, die den Tod des alten Mannes begleitet hatten, und ebenso die Umstände vieler anderer Katastrophen frappten Otro schon lange durch ihre Wörtlichkeit. Das unverstellte soziale Böse hatte den übertragenen metaphysischen Sinn aus den Bereichen Armut, Verlassenheit, Erniedrigung in eine konkrete Form gebracht. Doch das schien alles weit weg im Vergleich zu der erschreckenden Direktheit und Wörtlichkeit der Bedeutungen, die man jetzt erleben musste. Wenn es die Redewendung »mit seinem Nächsten das letzte Stück Brot teilen« gab, so bedeutete das, wie sich herausstellte, dass man das Brot für die Arbeiterkarte und die Angehörigenkarte entweder in zwei Hälften teilte oder sich selbst 100 oder 200 Gramm mehr ließ. Es bedeutete, dass es große Selbstüberwindung kostete, innezuhalten und ein Duranda-Konfekt¹

in zwei Hälften zu schneiden. Und wenn es Redewendungen gab, hilflose Alte wären unnütze Esser oder fräßen den Jungen die Haare vom Kopf, so gewannen sie jetzt (wenn man an einen jungen Mann mit einer Lebensmittelkarte für Arbeiter dachte) eine ganz neue Wörtlichkeit. Was wussten Leute, die das Klischee vom Eremitendasein wiederholten, schon von Einsamkeit und Verlassenheit! Was wussten sie von einem Leben ohne Telefon, in städtischen Räumen, die durch 35 Grad Frost und nicht fahrende Straßenbahnen unvorstellbar auseinanderdrifteten! Mit Menschen, die früher in der Nähe gelebt hatten, vielleicht auch immer noch lebten, vielleicht aber schon gestorben waren, auf der Wassili-Insel, auf der Petrograder Seite, hinter den Eisgrenzen der Flüsse. Ohne die Möglichkeit und vor allem ohne jede Lust (wozu denn?), diese Bekannten zu treffen. Später gingen diese Leute einer nach dem anderen weg. Und als der Frost nachließ und die Straßenbahnen wieder fuhren – da gab es keinen mehr, zu dem man hätte gehen können, um ein bisschen zusammensitzen; und die Gewohnheit, das Bedürfnis selbst war verloren gegangen.

Verlassene Wohnungen mit versperrten oder – was schlimmer war – unversperrten Zimmern von Toten, Evakuierten, Frontkämpfern. Stille, die im Kopf lärmte, Bewegungen hemmende, das Atmen erschwerende Stille. Das war es, was ein Eremitendasein jetzt bedeutete.

Zeigt mit dem Leben Zufriedenheit,
Seid still und bescheiden, seid opferbereit.
Ach, wüsstet ihr, Kinder, wie ihr dann seid
In Kälte und Finsternis kommender Zeit.²

Wenn ihr nur wüsstet, was Kälte und Finsternis bedeuten, wenn sie keine Metaphern sind. Wir, die wie kleine Kinder von jeder Bagatelle behaupteten, sie würde sich zu einer unlösbaren Aufgabe auswachsen – was wussten wir von *Unlösbarkeit*, wenn sie

keine Metapher ist. Die Toilette ist eingefroren. Der Ausguss auf dem Hof nicht zu benutzen. Die Hausverwaltung verbietet, das Ganze in den Müllkasten zu schütten – ihr habt den Abfluss einfrieren lassen, jetzt seht zu, wie ihr ihn auftaut.

Damit nicht genug – der Eimer leckt. Mit keiner Mühe, mit keinem Mittel (nicht einmal mit Brot) ist jemand aufzutreiben, der ihn lötet. Alles zusammengenommen ist unlösbar. Die öffentlichen Bäder sind geschlossen, oder man muss stundenlang anstehen, und dazu hat man keine Kraft. Zu Hause herrscht Frost. Eimer gibt es nicht. Die Aufgabe, sich zu waschen, ist unlösbar. Es bleibt einem nur übrig, in verwilderte Erstarrung zu versinken und sich der Aufgabe zu verschließen. Alle übertragenen Bedeutungen, aus denen unsere Redewendungen für Schwierigkeiten und Verluste bestanden, sind absolut wörtlich geworden. Und diese Wörtlichkeit bürdet sich dem alten, hilflosen, schwächer werdenden Menschen auf. Er bedeckt sich mit Zeug, er bedeckt sich mit Läusen, er kommt kaum noch unter dem Berg von Bettlumpen hervor (im selben alten Zimmer, wo man abends Tee getrunken und geplaudert hat). Alles, was seinen Körper peinigt, alles, was sich um seinen Körper herum ansammelt, ist unlösbar. Man sollte es besser nicht anrühren, weil jede Berührung nur schmerzen kann. Und in dem Moment, wo die Unlösbarkeit die äußerste, verzweifelte Grenze erreicht – löst alles der Tod.

Es war sehr ähnlich, aber es ging weit darüber hinaus, was Vereinfachung, Direktheit, Wörtlichkeit betrifft.

Auch die Schuld, ihr Stoff, ließ alles Bisherige weit hinter sich. Sie hörte fast auf, psychisch zu sein, und verkörperte sich mit erschreckender Grobheit in Wörtern, Gesten, Berechnungen von Gramm und Stück.

Und entsprechend der wuchernden, sich mehrenden Schuld verringerte sich die Reue. Vielleicht, weil die Schuld schon zu groß war, um in ihrem ganzen Ausmaß erkannt zu werden, oder weil der Mensch dieselbe innere Erfahrung nicht zweimal macht, oder einfach vor Erschöpfung.

Doch wie dem auch sei, das Selbstgespräch darüber begann augenblicklich und ging weiter, mit kleinmütigen Ausweichbewegungen, mit Aufschüben und Finten, doch es ging weiter. Und er wusste, dass es bis zum Ende geführt werden musste. Übrigens ist es falsch, den Leuten prinzipiell vorzuwerfen, dass sie sentimental von ihren Toten reden, die den Lebenden zuvor das Leben vergällt haben. Das ist nicht einfach Unvernunft, ausgelöst von der Tatsache des Todes; das ist die blitzartige Veränderung aller Impulse des Verhaltens und Bewertens. Die Impulse der Gereiztheit, Erbitterung und Verzweiflung angesichts der Unlösbarkeit aller Lebensaufgaben entfallen. Und es regen sich, freigesetzt, andere, positive Impulse, die vorher schon in unterdrückter Form existierten. Das Leben eines nahen Menschen hatte uns zu permanenten und so fürchterlichen Leiden verurteilt, dass der erste Moment nach seinem Tod unweigerlich ein Gefühl von Erleichterung mit sich brachte, vor allem aber das Gefühl, alle Unlösbarkeiten im Dasein ebendieses Menschen seien nun gelöst. Nötig war genau dieser Tod gewesen, der die Befreiung von unerträglichen Beschwerden und Leiden brachte, damit, nach einer gewissen Zeitspanne, das zu sich gekommene Bewusstsein das psychische Grauen dieses Todes wahrnehmen konnte. So erwies sich der Tod als Bedingung und Voraussetzung für die Beziehung des Menschen zum Tod als solchem. Vor allem erwies er sich als Voraussetzung für die rein physische Erleichterung und Beruhigung des Organismus, für die relative Satttheit sogar, die dann der schwierigen seelischen Arbeit der Reue und dem Schmerz Platz machten, die Platz für die Trauer schufen.

In den ersten Tagen tat alles weh, er konnte nichts berühren. Unstillbare Trauer quälte ihn; am schlimmsten war sie in den Stunden nach dem Mittagessen, dem Wendepunkt des Tages. Lebensbrocken stauten sich in der Erinnerung. Teils sortierte, teils verdrängte er sie auf der Suche nach Erleichterung. Doch er wusste – letzten Endes musste er das alles systematisieren. Er

musste es systematisieren, sonst würde er es nie bewältigen. Als Antwort auf sein Telegramm schickte V. ihm eine üble Postkarte. Darauf standen die Ausdrücke »unser Schätzchen«, »unser goldenes Alterchen«, die eine deprimierende Wirkung auf Otro hatten. Weil er weder sich noch V. für berechtigt hielt, solche Wörter auszusprechen. Und weil die Wörter ihn trotz ihrer Unvertretbarkeit wie ein Vorwurf schmerzten. Eine Idylle hatte es nun wirklich nicht gegeben. Doch die Wörter »goldenes Alterchen« glichen dem, was geschehen war, allem, was er getan hatte, so erschreckend wenig. Wären sie doch nur ein bisschen, nur ein kleines bisschen wahr ...

V. schrieb: »Wahrscheinlich bin ich irgendwie schuldig ihr gegenüber, aber ich kann mir da jetzt keine Klarheit verschaffen.« Wie sah das V. mit seinem guten Charakter ähnlich. V. empfand Schmerz und Schuldgefühle, wie sie unweigerlich jeder von uns empfindet, wenn wir die Nachricht vom Tode eines nahen Menschen erhalten. V. war ein Komiker, ein sehr kluger und qualifizierter Komiker. Doch ein Mann des Mündlichen. Schriftlich blieb er unter seinem Niveau, war provinzieller, worin sich sein Mangel an Kultur zeigte. Und er schrieb ohne mit der Wimper zu zucken Wörter, die der Schmerz vom Grund des Bewusstseins hebt und aufscheucht, die aber trotzdem tabu sind. Bei ihm würde alles schnell vorbeigehen, und er würde sich natürlich nie Klarheit verschaffen und nie auch nur versuchen, es zu tun. Er hatte dem jüngeren Bruder, dem Mann mit dem schlechten Charakter, nicht nur die ganze Last der Sorgen, sondern auch alle Qualen der Reue und Selbstbeichtigung überlassen. Und der würde sich wirklich Klarheit verschaffen ...

Es gibt hier mehrere unterschiedliche Aspekte, unterschiedliche Linien. Sie sind auf quälende Weise miteinander verknüpft. Vielleicht ist es leichter, wenn man sie trennt. Das eine ist Mitleid mit sich selbst. Das andere Mitleid mit ihr. Und zwar Mitleid mit dem unseligen Leben der letzten Monate und – ein anderer Aspekt – Bedauern darüber, dass sie starb. Und – gesondert – die

detaillierte Erinnerung an den Verlauf ihres Sterbens. Und schließlich – das Wichtigste – Schuld und Reue. Das alles muss einzeln geklärt werden. Mit allerstrengsten Maßstäben, aber vielleicht auch unter Berücksichtigung mildernder Umstände, und beides muss in Beziehung gesetzt werden. In jedem Fall – wie dem auch sei, selbst wenn er eine große Missetat begangen hat, sogar einen Mord –, in jedem Fall geht sein Leben, seine Arbeit weiter. Das entspricht dem Naturgesetz. Das geschieht in jedem Fall, unfehlbar. Und deshalb sollte er, statt sich aufs Geratewohl Nadeln unter die Fingernägel zu bohren, lieber alles systematisieren ...

Nummer eins – das Selbstmitleid. Das Problem des eigenen Verlusts. Damit kann man, wie es scheint, trotz allem noch am leichtesten fertigwerden. Ja, ihn quält Trauer, ohne Atempause. Sie bringt ihn an den Rand der Hilflosigkeit. Eine Trauer, die jeden Moment eine Veränderung der Lage verlangt, weil es einem in jeder Lage schlechtgeht. Also glaubt er zu Hause, dass es ihm am Arbeitsplatz viel besser gehen wird, und am Arbeitsplatz trifft er hysterisch Anstalten, gleich wieder nach Hause zu stürzen, wo er sich unter der Bettdecke verkriechen kann. Doch tatsächlich ist es zu Hause zu kalt und zu still. Ihm fallen entfernte Bekannte ein, die aus irgendeinem Grund noch nicht weggefahren sind. Er macht sie, ohne Anstrengungen zu scheuen, voller Hast auffindig, in der manischen Überzeugung, dass es ihm bei ihnen gleich besser gehen wird. Doch die fremden Leute sind eine unmögliche Belastung für die Nerven; man muss sie schnellstens loswerden. Nie hat ihm einer seiner Misserfolge, einer seiner Liebesverluste, die auch schweres Leid auslösten, diese besondere nostalgische Trauer beschert. Etwas Ähnliches hat er erst einmal im Leben erfahren, als er, fast noch ein Jugendlicher, zum ersten Mal sein Elternhaus verließ und in eine fremde Stadt fuhr. Das war gleich nach dem Bürgerkrieg, zur Zeit des Chaos, als Räume und Verkehrsverbindungen etwas furchtbar Kompliziertes waren und sein Zuhause unwiederbringlich verloren schien.

Damals bedrückte ihn lange – bis er sich an die Situation gewöhnt hatte – eine gegenstandslose, hilflose Trauer.

Auch die jetzige Trauer war gegenstandslos. Sie war nicht zielgerichtet, enthielt nicht den vergeblichen Wunsch, Entschwundenes zurückzuholen. Man konnte nicht wirklich die unlösbare Bürde und Finsternis des verstrichenen Jahres zurückholen wollen. Man konnte nicht die schreckliche Tretmühle zurückholen wollen. Doch vom plötzlichen Anhalten war ihm übel. Der Organismus konnte sich nicht gleich darauf einstellen, dass ihm die Last, die mit ihm verwachsen schien, genommen worden war. Er trauerte nicht um den Menschen, der schon lange kaum noch dagewesen war, sondern um die Gewohnheiten, die sich unter Qualen gebildet und zur einzig möglichen Existenzform gefügt hatten; um die Motivierung des tagtäglich erneuerten Bewegungszyklus. Die Existenz verlor die erzwungene Form, die sie überhaupt ermöglicht hatte; eine neue musste gefunden werden – das brauchte Zeit. Erst einmal war ihm vor Leichtigkeit übel.

Das war die obere Schicht der Trauer. Darunter lagen tiefere. Mit diesem Tod verlor er den letzten Rest Jugend. Er verlor die konstante Grundlage seines Alltags, das ihn belastende, enervierende, aber feste und beständige Element der Familienzugehörigkeit, das Bindungen und Brüche der Liebe überlebt und dem Alltag Form gegeben hatte. Er verlor die letzte der schwierigen und unabwendbaren menschlichen Verpflichtungen und damit seine letzte Menschlichkeit. Er wurde sozial leicht bis zur Schwerelosigkeit, als es nichts mehr gab, was das Gewicht des Wortes Familienoberhaupt ausmachte. Die Gleichgültigkeit drohte absolut zu werden. So lag in den tieferen Schichten der Trauer die Trauer um seine Menschlichkeit.

Manchmal, wenn sie besonders groß, besonders heftig war, rief die Trauer den wahnsinnigen Wunsch nach Rückkehr in ihm hervor. Er sehnte sich nach dem Sitzen am Ofen, den hirnerdrehenden Scherereien mit dem Essen, dem Körper, schwer vom Markkohl³ (das waren die besten Erinnerungen), der satten Papi-

rossa und der Standardfrage: »Hast du noch nicht geraucht? Was habe ich es früher nicht gemocht, wenn du geraucht hast. Jetzt mag ich es richtig. Du bist dann so nett.«

All das schien ihm erfüllt von verlorenen menschlichen Bedeutungen. Das war Alltag, quälend und karg, aber Alltag – ein Zusammenhang von Dingen, wo der Abfalleimer, die Öllampe, Pfannen von verschiedener Größe ihre Bedeutung hatten.

Dieser Alltag war ein Zyklus sich ewig erneuernder körperlicher Schwierigkeiten und Leiden, doch er bot Möglichkeiten des psychischen Ausruhens, des Abschaltens. Das Rühren im Topf, der mit Markkohl vollgestopfte Bauch, die träge Papirossa, das holprige, unbestimmt-gegenstandslose Gespräch mit der Tante, sogar das Anfauchen und die Gereiztheit – es war Ausruhen, denn mit all dem ließ sich die Unterbrechung schwieriger seelischer Arbeit motivieren. Es war ein Vorwand für Muße.

Und indem er einzelne Vorstellungen aus dem furchtbaren Kontext riss, sehnte er sich voller Trauer danach. Doch der furchtbare Kontext wurde gleich wieder überdeutlich, und dann wurden die Vorstellungen fast unmerklich durch andere ersetzt, die aus dem vorigen Leben übernommen waren. Aber das vorige Leben war weggerückt, und aus dem vorigen Leben wollte er keinen. Er stellte sich in Gedanken vor, wie er bei diesem oder jenem zu Besuch war, und fast jedesmal fühlte er sich überflüssig und gelangweilt und sogar angewidert. Er wollte das nicht. Besser das, was auf dem Tisch stand, mit nach Hause nehmen. Das hätte er gewollt. Er wollte das kleine Zimmer der Tante (mit den spießigen Ambitionen, die ihn ärgerten), wollte, dass die Lampe brannte, dass Leute am Tisch saßen, die spontan zu Besuch gekommen waren, am besten Zimmernachbarn, dass dort unbedingt die Tante saß oder eher durchs Zimmer wirbelte, erheitert von Gästen und Gesprächen (es ärgerte ihn, wenn sie sich zu sehr ins Gespräch mischte). Er sehnte sich dermaßen danach, dass er sich nicht einmal die Mühe machte zu überlegen, was genau auf dem Tisch stand und wie sie es aßen. Das war es, was er

aus dem vorigen Leben wollte. Menschlichkeit. Das Bewusstsein, dass er, das Familienoberhaupt, dem hilflosen Geschöpf ein gutes leichtes Leben ermöglichte. Die Leute plauderten, rauchten, knabberten am Tisch. Die Tante schenkte Tee ein. Das Leben der Tante war sein Werk, das ihm in diesem Moment gelungen vorkam (es gab auch ganz andere Momente). Es war gut, war richtig. Genau diese Vorstellung aus dem vorigen Leben begleitete ihn jetzt und weckte seinen Wunsch. Das wollte er. Aber das konnte ja nie wiederkommen. Und das Andere, eben erst Durchlebte zu wollen war Wahnsinn und Umnachtung.

Und so versucht er nun, endlich, das Problem des Selbstmitleids und seines Verlusts zu klären. Ja, er hatte die Reste seiner Jugend und die Reste seiner Menschlichkeit, hatte Alltag und Zuhause verloren. Doch das, woran er zurückdachte – Kohlstrünke, Papirossa, abendliche Gespräche –, das stammte alles aus der Zeit der Atempause. Was man im Winter hätte erleben müssen, hätte man letztlich nicht überleben können. Es hätte ein Maximum an Unlösbarkeiten des Alltags bedeutet, mit drohendem tödlichem Ausgang. Gefrorene Eimer mit Unrat, Wasserschleppen aus dem Keller, nicht aufzutreibendes Brennholz, unaufhörliche körperliche Leiden. Wieder Auszehrung, Arbeitsunfähigkeit, ein Körper, der sich auf Schritt und Tritt verändert. Sich selbst bedauern, den Verlust von Menschlichkeit und Alltag bedauern – das ist fast schon Heuchelei oder schlechte Sentimentalität. Das ist seelischer Luxus, wozu das grausame Dasein ihm kein Recht gibt. Und überhaupt, wenn man anfängt, sich selbst zu bedauern ... Das muss abgestellt werden. Man muss klipp und klar sagen: Dieser Tod hat ihm Gesundheit, Arbeitsfähigkeit, vielleicht das Leben erhalten ... Und gerade deshalb trägt dieser Tod einen besonders fruchtbaren Keim der Reue in sich. Reue ist bislang noch kein seelischer Luxus ... Man darf nur keinen Vorwand für geistigen Müßiggang daraus machen. Doch auf die Frage der Reue wird er noch zurückkommen.

Was nun die wärmenden, anziehenden Vorstellungen aus dem

vorigen Leben betrifft, so würde es das alles nicht mehr geben. Die Menschen, die unter der Lampe plauderten und knabberten, die würde es – so, wie er sie haben wollte – nicht mehr geben. Nicht, weil es keine Lampen, Leute oder Knabbereien mehr geben würde. Sondern weil die Tante nicht mehr da sein würde, die das Zentrum der ganzen Vorstellung war – die lebhafteste, wuselnde, alle ein wenig störende, aber im Grunde allseits beliebte Tante, das gelungene Werk seiner Hände. Stattdessen wäre da für alle Zeiten die abstoßende Alte gewesen, hinkend, halbtaub. Das war schwer zu verstehen, aber man musste es unbedingt verstehen. Im Leben mit der Tante war die Rückkehr zu etwas Gutem nicht mehr möglich gewesen. Nur Beschwernis. Doch er hätte diese Beschwernis weiter und weiter getragen; er hätte sie endlos lange tragen wollen, das Leben riskierend, alle möglichen Leiden riskierend. Nicht aus Liebe, sondern aus egoistischer Angst vor der Reue.

Die Frage nach ihm selbst musste weggeschoben, weggedrängt werden. Sie war nicht bedeutend genug. Und ohnehin ließ sich der Schmerz des Verlustes nicht von der bohrenden Qual der Reue in seinem Innern trennen. Schwer zu sagen, was vom Verlust bliebe, wenn die Qual eliminiert würde. Jedenfalls waren all diese Bilder, die seine Erinnerung verstörten, in hohem Maße nur scheinbare Wunschbilder, bedeuteten nur scheinbar den Wunsch nach Rückkehr; in hohem Maße waren sie Wunschfiktionen, geboren aus der Reue. Sie waren da, um das Gefühl, falsch gehandelt zu haben, so lange wie möglich wachzuhalten und zu nähren.

Die Frage nach ihm selbst und seinen Verlusten war obskur, unecht und ganz klar zweitrangig. Im Zentrum stand ein anderer Mensch. Ein Mensch, der sein Leben verloren hatte. Otro glaubte nicht, dass der Exzess des Todes, die Millionen Tode, die damals unsere Existenz umgaben – dass das etwas Prinzipielles an der Einstellung zu der Tatsache änderte. Es erzeugte natürlich Gleichgültigkeit, Gewohnheit, Abstumpfung der Gefühle,

doch in der Bewertung der Tatsache durfte sich das auf keinen Fall widerspiegeln. Die Gefühle eines Arztes gegenüber menschlichem Leiden und Tod sind auch professionell abgestumpft. Daraus folgt nicht, dass er den Tod seines Patienten für eine Tatsache halten sollte, die keine Bedeutung hat. Millionen Tode (der quantitative Faktor) sind nur schrecklich, wenn der Tod jedes einzelnen Menschen schrecklich ist. Wenn er keine besondere Bedeutung hat, haben auch Millionen Tode keine besondere Bedeutung. Und dann können die Millionen Tode um so weniger die Einstellung zur Tatsache des einen verändern.

Außerdem verspürte Otro ein tiefes inneres Widerstreben gegenüber der gängigen Formulierung: Jetzt, wo so viele junge blühende Leben zugrunde gehen – lohnt es sich denn dann ... Oder: so viele wertvolle, nützliche Leben ...

In seiner Eigenschaft als eingefleischter Skeptiker wusste Otro nicht genau, was ein wertvolles und nützliches Leben war. Und für wen es *nützlich* war. Nur die unerschütterliche Vorstellung einer auf das Absolute gestützten Wertehierarchie könnte helfen, diese Frage zu beantworten. Doch eine solche Vorstellung hatte Otro nicht. Und außerhalb davon kannte Otro, wenn er ehrlich war, nur die Empfindung der Existenzberechtigung, die jeder Mensch hatte, und sein intuitiv begriffenes Recht auf diese Empfindung. Otro war noch relativ jung, er hatte die Berufung zu schreiben; er hatte den Willen, seiner Berufung zu folgen, und der war bis jetzt noch ungebrochen. Die Tante war eine alte Frau; sie hatte in ihrem ganzen Leben nichts getan und im Grunde wenig geliebt. Jetzt war sie nutzlos, ein Klotz am Bein. Doch Otro war Skeptiker, und wenn er mit der Verstorbenen innerlich komplizierte Bilanzen aufstellte, konnte er sich nicht einmal zum Trost sagen: Mein Leben ist nützlicher, und deshalb musste dein Leben geopfert werden. Für wen nützlicher? – Für die, die lesen würden, was er schrieb ... Und *warum* (und wozu) soll es einen Nutzen für sie haben? Weil er ein unmittelbares, empirisch gegebenes Gefühl vom Wert der objektiven Verkörperung seiner Ge-

danken hat. Aber die Tante hatte genauso ein unmittelbares Gefühl ihrer Existenzberechtigung. Und er hatte ein unmittelbares Gefühl seiner Verpflichtung als Blutsverwandter, das für niemanden nützliche Leben der Tante zu erhalten, sogar zu Lasten seines objektiv wertvollen Lebens. Und jede Abweichung von dieser Verpflichtung wurde unverzüglich mit Reue geahndet. Mithilfe welcher Kriterien kann ein Skeptiker eine Hierarchie all dieser Intuitionen und unmittelbaren moralischen Gegebenheiten aufstellen? Er kann nur sagen, dass das Leben eines jeden Menschen für ihn selber nützlich ist und dass die Menschen bezüglich ihrer Existenzberechtigung gleichgestellt sind. In ihren letzten Lebensmonaten kehrte die Tante jeden Morgen deshalb ins Leben zurück, um im Laufe des Tages ein bestimmtes Quantum an Geschmacksreizen zu empfinden. Otro empfand neben Geschmacksfreuden noch einige intellektuelle Freuden, die aber eher schwerer Arbeit ähnelten. Die Frage nach einem objektiven Wert und Nutzen blieb unlösbar, damit zu operieren war sinnlos.

Die Tante hatte zweifellos eine Existenzberechtigung wie alle anderen auch. Die Frage lief also darauf hinaus, um was für eine Existenz es ging. Auch hier eröffnete sich die Gelegenheit für alle möglichen Winkelzüge. Otro hatte schon immer Gespräche abgelehnt, in denen es darum ging, dass ein Mensch zur rechten Zeit gestorben sei, dass der Tod ihn vor großen Leiden gerettet habe usw. In solchen Gesprächen verbarg sich immer viel von dem heimlichen Wunsch der Verwandten, sich das Leben durch den Verlust leichter zu machen und den Verlust durch derartige Gespräche. Otro nahm an, dass der Mensch es, grob gesagt, besser wusste, und wenn er noch lebte, dann hieß das, dass sein Lebenswille noch nicht versiegt war. Er hatte schon begriffen, dass der Lebenswille selten durch Leiden abgetötet wird (höchstens wenn sie als jäher Affekt zum Selbstmord verführen). Dass es aber ein allmähliches Abklingen, Dahinschwinden des Willens gibt, ein Leben, das dem Minimum zustrebt, sich dann fast auf-

löst. Die Dystrophie hat uns an den Anblick einer allmählichen, stetigen und letztendlich leichten Zerstörung des Menschen gewöhnt, eines Vorgangs, bei dem der letzte Akt schon keine besondere Bedeutung mehr hat. Und das herzerschütternde Geheimnis dieses Vorgangs – des allmählichen Zerfalls eines Menschen – besteht darin, dass wir nicht einmal genau wissen, in welchem Moment wir unsere Lieben beweinen sollen. Vielleicht hätten wir sie am 22. Juni beweinen sollen. Wie stellte sich nun die Existenz der Tante vor ihrem Tode dar, und wie viel Leben hatte sie noch in sich, dessen Fortsetzung vom Willen sanktioniert wurde?

Und hier muss man wieder, um nicht durcheinanderzukommen, um systematisch vorzugehen und das drückende Joch abzuschütteln, drei Momente klar differenzieren. Ihre Existenz im früheren Leben; die Existenz zur Zeit der Atempause. Und als Drittes – die Existenz, die sich in der letzten Zeit herauszubilden begann und die sich im Winter endgültig herausgebildet hätte. All das musste im Wirrwarr der anbrandenden, die Erinnerung verstörenden Bilder (Vorstellungen) differenziert werden.

Das erste Moment war im Ganzen positiv. Der alte Mann, ein Mensch mit schwachem Antrieb, war so gewesen, dass man sich nur mit Mühe an etwas Gutes in seinem Leben erinnern konnte, seit dieses Leben beschwerlich geworden war. Dagegen konnte man sich im Zusammenhang mit der Tante an Gutes, Amüsantes, Leichtes erinnern, so viel man wollte. Das alles bezog sich aber auf die Oberfläche. Auf der anderen Seite lastete all das Leichte, Leichtsinnige und Unvernünftige schwer auf Otros Leben. Jedenfalls konnte die Tante – mit ihrem Antrieb, ihrer Widerstandskraft und ihrem unveränderlichen Wunsch, Vergnügen zu genießen und Unangenehmes zu verdrängen – dem Leben Freude abgewinnen, und deshalb konnte man ihr das Leben organisieren, auch wenn man über beschränkte Mittel verfügte. Und das tat Otro. Dieses Leben war ein Auf und Ab. Das Geld reichte nicht, Otro war gereizt und schwierig. Aber im Wesent-

lichen war es das, was sie brauchte. Es war eine Art Boheme-Leben, mit Zerstreungen, mit einem Minimum an Pflichten. Ihre Pflichten und ihre Tätigkeit waren gespielt, fiktiv. Sie bestand darauf, weil sie das amüsierte, aber diese Dinge konnte man tun, und man konnte sie auch lassen. Ihr Leben war so organisiert, dass sie keine Mühe investieren musste. Sie investierte nicht mehr Mühe, als ihr Spaß machte. Sie machte Besuche und ging in Konzerte im Literaturclub. Otro gefiel das. Ihm gefiel es, wenn man ihm sagte, die Tante sei ein Wunder an Vitalität und Jugendlichkeit. Ihre leichtfertige Art zu leben war das Werk seiner Hände.

Und das musste er sich fest einprägen – diese Lebensart hatte unwiederbringlich ihr Ende gefunden. Weil die Wiedereinrichtung einer solchen Art zu leben generell die Sache einer fernen, überirdischen Zukunft war und vor allem, weil der Mensch, zu dem diese Art passte, sein Ende gefunden hatte. Die Dystrophie hatte ihn viel früher zerstört als der Tod. In diesem Sinne hätte man die Tante nicht beweinen müssen, als sie tot auf Otros Schreibtisch lag, sondern viel früher, in irgendeinem kaum fixierbaren Moment. Doch Otro war wie die meisten Blockademenschen nicht imstande, Lebende zu beweinen. Es verschlang zu viel Zeit, Mühe, Wut und Kummer, sie am Leben zu erhalten.

Das zweite Moment war der Alltag, wie er sich zur Zeit der Atempause gestaltete. Darin gab es viel Schreckliches – das immer schlimmere Debakel und Chaos der Dinge, der Schmutz, der sie immer dichter bedeckte (früher war sie sehr reinlich), Tage voller Schweigen und Einsamkeit. Doch es gab »die kleinen Freuden«, wie die Tante unumwunden sagte. Der Mensch bewahrt sich unter allen Umständen manche seiner angeborenen Eigenheiten, und sie schöpfte eben wie früher Freude ab. Es versteht sich, dass kleine Freuden unter den waltenden Umständen aufs Essen hinausliefen (früher war Essen ihr eher gleichgültig). Sie musste wegen des Hungers viele Leiden erdulden, aber Freuden gab es tatsächlich auch. Das konnte Otro organisieren. Jeden